

Stephan Kesper

WENNA

Kriminalroman - Leseprobe

Stephan Kesper - 2023

1

Mittwoch – 8. Oktober

»Die Kombinatorik sagt uns, dass es vier Typen von Menschen gibt ...«, Hohenstein musste sich an der Lehne seines Sitzes festhalten, denn die kleine Maschine machte Bocksprünge in der Luft, und er redete immer weiter, damit er sich dieser Tatsache nicht bewusst werden musste.

»Die Schwachen und Dummen, die Schwachen und Schlaunen, die Starken und Dummen sowie die Starken und Schlaunen.«

Cynthia Brooks nickte etwas bleich und versuchte, nicht aus den kleinen bullaugenförmigen Fenstern hinaus in den Sturm zu blicken.

»Während die ersten drei Typen sich meist als harmlos herausstellen, sind es die aus der letzten Kategorie, bei denen es gefährlich werden kann.«

Er sagte dies alles in fast perfektem Englisch. Diejenigen, die Hohenstein kannten, hätte das sicher verwundert, seine Englischkenntnisse waren aufgrund seiner Kindheit in Russland immer eher rudimentär gewesen. Um dies zu ändern, hatte er sich für einen Austausch beworben, der im Rahmen der Anglo-Europäischen Zusammenarbeit von Ermittlungsbehörden in den kommenden Jahren regelmäßig durchgeführt werden sollte. Dieser Austausch war als Experiment geplant und landete eines Tages in Form eines Flyers auf Hohensteins Schreibtisch. Borell, Leiter des Morddezernats der Frankfurter Kriminalpolizei hatte diese verteilt

und ganz besonders Hohenstein ans Herz gelegt, den Sprung ins kalte Wasser zu wagen. Ein Jahr in Schottland kam damals Hohenstein - und auch Borell - wie ein Geschenk vor. Nach seiner Scheidung und den Vorkommnissen mit den Russen hatten sich beide, ihrer jeweiligen Meinung nach, eine Auszeit voneinander verdient.

Eigentlich wollte er nur in Ruhe die Sprache lernen, der Polizei Edinburgh etwas mit dem Papierkram helfen und sich die Gegend ansehen. Doch es kam dann ganz anders. Man erwartete von ihm Mithilfe bei der Ermittlungsarbeit und es hatte eine lange Zeit gebraucht, bis er sich in die Arbeit eingefunden hatte. Mithilfe von Online-Übersetzern, einem alten Pons Wörterbuch und vielen Gesprächen, die aus einer Menge Gestikulieren und schwitzig dargebrachten pantomimischen Erklärungen bestanden hatten, brachte er sich die Sprache bei. Man half ihm – immerhin war Hohenstein kein Engländer, eine wichtige Tatsache für einen eingefleischten Schotten – doch an manchen Stellen wurde es zäh und die Kollegen verloren die Geduld. Also musste Hohenstein schneller werden mit dem Lernen und intensivierte seine Bemühungen – mit Erfolg. Nach drei Monaten sprach er ganz passabel und nach einem halben Jahr gratulierten ihm die neuen Kollegen zu seinen Fortschritten. Die größten Schwierigkeiten hatte Hohenstein mit dem schottischen Akzent gehabt, der die Aussprache und das Verständnis der englischen Wörter noch einmal erschwerte.

Der Kommissar wollte noch weiterreden, doch Cynthia sah nicht so aus, als dass sie noch mehr vertragen könnte. Weder von Hohensteins Geschwätz, noch vom ständigen auf und ab der Maschine, die sich dem harten West-Wind entgegenstemmte.

»Übernehmen Sie das«, hatte Roger Cullum gesagt, Leiter der Special Crime Division Edinburgh. Ein eindrucksvoll großer und muskulöser Mann Anfang fünfzig, der über seinen Bauchmuskeln langsam ein Fettpolster anlegte. Seine grauen Haare waren immer streng frisiert, zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und sein ebenfalls grauer Vollbart breit, lang und geölt, wie es bei den Hipstern gerade modern war. Dazu trug er meist weiße Hemden mit einer Weste. Letztere an manchen Tagen mit einem Tartan-Muster, das irgendwie aus den Tiefen seiner Familiengeschichte stammen musste und an ehrwürdigere Tage erinnerte.

Hohenstein hatte sich den Inhalt der dicken Akte angesehen, die aus vielen Berichten und Fotos bestand und entschied, dass sie trotz ihres Umfangs zu dünn war. Es fehlten maßgebliche Informationen und das lag nicht daran, dass die englischen - Pardon, schottischen - Kollegen anders arbeiteten. Die Leute, die diese Akte erstellt hatten, waren unerfahren und hatten an vieles nicht gedacht. Hohenstein bemerkte und sagte es Cullum, doch der winkte nur ab. »Wir haben hier einen Albtraum von einem Fall, bei dem ich alle meine Leute brauche. Sie verschwinden in zwei Monaten. Daher kann ich Sie nicht bei diesem Fall einsetzen. Deswegen bekommen Sie den Scheiß da«, er zeigte mit seinem fleischigen Finger auf die Akte.

Bei dem von Cullum erwähnten »Albtraum-Fall« handelte es sich um eine internationale Zusammenarbeit zwischen den schottischen und albanischen Behörden, die mit Unterstützung von Interpol einen Ring von Menschenhändlern ausheben wollten. Junge Frauen aus Albanien wurden zu sogenannten »Au-Pair«-Jobs angeworben und mit Urlaubs-Visa nach England gebracht. Dort verschwanden sie meist, wurden gebrochen und zur Prostitution in illegalen Bordellen gezwungen, die sich in der Einöde der schottischen Highlands versteckten. Diverse dieser Frauen, manche

noch Mädchen, waren tot wieder aufgetaucht. Misshandelt, geschändet und in fünf Fällen waren sie sogar auf übelste Weise vor dem Tod gequält worden. Die zerstückelten Leichen hatte man in Müllsäcken auf Deponien und an Autobahnrastplätzen gefunden. An diesem Punkt kam die Mordkommission Edinburgh ins Spiel, und dieser Fall blockierte die meisten Ressourcen der Specialist Crime Division, oft zu SCD verkürzt, sodass auch einige lokale Fälle vernachlässigt wurden.

Doch mit all dem hatte der Fall, um den sich Hohenstein kümmern sollte, nichts zu tun. Die Akte, die damals für eine Weile auf seinem Schreibtisch gelegen hatte und nun auf seinem Schoß im Flugzeug, war im Westen des Landes angelegt worden, auf den inneren Hebriden, um genau zu sein. Die Polizeistation der Insel »Isle of Wenna« hatte den Police Service of Scotland um Unterstützung bei den Ermittlungen in zwei Todesfällen gebeten, die in kurzem zeitlichen Abstand auf der Insel geschehen waren. Tullian Castle, Hauptsitz des Police Service, hatte dies an Edinburgh weitergeleitet und Edinburgh, sonst gerne bereit zu helfen, sah sich außer Stande, seine besten Mitarbeiter zu schicken. Stattdessen wurde Hohenstein – der Austauschkommissar – und eine Anwärtlerin auf den Polizeidienst entsandt, temporär in den Stand eines Detective Constables befördert. Eine Anfängerin, die – so Hohensteins Befürchtung – ihn mehr behindern, als helfen würde.

Hohenstein sah aus dem Bullauge zu seiner Linken. Grüne Felder, fein säuberlich in Kästchen eingeteilt, zogen unter der Maschine weg. Ein kleines Örtchen, wenige Häuser im typischen Grau, eine kleine Kirche. Einige wenige Autos fuhren auf schmalen, gewundenen Landstraßen um Felder, Bäume und Häuser herum. Dann verschwanden die Felder und machten einem schmalen Wäldchen Platz. Auch das verschwand und eine

dünne Küstenlinie erschien. Felsige Abschnitte mit weißer Gischt, die gut vom Flugzeug aus zu sehen war. Sowie einige Buchten mit dünnen Streifen von gelbem Sand. Daran schloss das Meer an. Grau-blau so weit das Auge reichte. Ein Fischkutter warf sich in die Wellen und reckte seinen Bug Hohenstein entgegen, so schien es. Doch gleich darauf fiel das Schiff in ein Wellental und zeigte sein Heck.

Hohenstein beugte sich in seinem Sitz vor, um durch das Fenster nach hinten zu sehen. Die Küste verschwand langsam in einem grauen Dunst. Die Maschine bockte ein weiteres Mal und ihm wurde urplötzlich schlecht. Als er sich wieder in Flugrichtung drehte, beruhigte sich sein Magen. Nach vorne heraus konnte er nichts erkennen. Nur grau in grau, bis zum Horizont.

Brooks saß unbequem in ihrem Sitz und hielt die Armlehnen fest im Griff. Ihr Gesicht hatte eine gräuliche Farbe angenommen, doch Hohenstein mutmaßte, dass dies auch am grauen Licht liegen konnte, das von draußen hereindrang. Der Kommissar sprach sie nicht wieder an und überließ sie ihrer Agonie. Ihm selbst war eigenartigerweise wieder wohl auf, der kurze Anfall, als er nach hinten gesehen hatte, war vorbei und die Maschine hatte sich etwas beruhigt. Was nicht hieß, dass es plötzlich ein ruhiger Flug wurde. Das Cockpit war nur durch zwei Vorhänge von der Kabine getrennt. Beide Flugoffiziere waren nicht hektisch, aber durchaus beschäftigt. Der Pilot schien in ständigem Funkkontakt mit jemandem zu stehen, während der Co-Pilot das Ruder fest in den Händen hielt und permanent mit Ausgleichsbewegungen die Flugrichtung korrigierte.

Außer Brooks und Hohenstein waren nur zwei weitere Passagiere im Flugzeug. Ein schmaler, sehniger Mittsechziger mit schütterem Haar und einem dichten grauen Bart, dessen Haare in alle Himmelsrichtungen vom

Kinn abstanden. Und eine junge Frau, eher ein Mädchen unter zwanzig, die eine riesige Reisetasche neben sich auf dem Gang liegen hatte. Ihre hellblonden Haare fielen wie ein silbriger Wasserfall über ihre Schultern. Sie saß in der letzten Reihe. Zwei Reihen davor die beiden Polizisten und wieder zwei Reihen weiter der Mann, gleich hinter dem Vorhang des Co-Piloten. Der Pilot hatte sie vor dem Einsteigen instruiert, bestimmte Sitzplätze einzunehmen. Das hatte Vorteile bei der Gewichtsverteilung, wie er ihnen versicherte.

Die Maschine gehörte zu einer kleinen, lokalen Fluggesellschaft, die die Hebriden mit dem Festland verband. Der Umweg über Edinburgh, um die Beamten abzuholen, war ungewöhnlich und kostete sicher die SCD ein kleines Vermögen. Aber wenn Hohenstein schon quer durch das Land und auf eine einsame Insel musste, wollte er wenigstens, dass es schnell ging. Mit dem Zug und Fähre hätte die Hinreise wenigstens zehn Stunden gedauert. Das Flugzeug sollte – er sah auf seine Armbanduhr – in etwas weniger als einer Stunde landen. Beim Zwischenstopp in Glasgow waren das Mädchen und der Mann eingestiegen.

Gleich nach dem Start in Glasgow hatten die Bocksprünge der Maschine begonnen und der Pilot hatte über eine krächzende Sprechanlage die Passagiere darüber in Kenntnis gesetzt, dass der Flug aufgrund des Gegenwindes etwa eine halbe Stunde länger dauern würde. Hohenstein schloss die Augen und versuchte, etwas zu schlafen, doch sobald er sich entspannte, machte das Flugzeug erneut einen Sprung und er war wieder hellwach.

»Sind Sie wach?«, Brooks fragte ihn das kaum hörbar über das Gejaule des Motors und dem Rauschen des Windes. Er nickte.

»Ich könnte etwas Ablenkung vertragen«, sie sah noch bleicher aus, seit sie die Küste verlassen hatten und sich die Maschine über der sehr unruhigen Irischen See befand. Hohenstein nickte erneut und zog aus seinem Fußraum eine schwarze Aktentasche hervor. Die hatte er sich bei einem Lederhändler auf einem Wochenendmarkt in Edinburgh gekauft. Das Leder fühlte sich weich an und der Verkäufer schien die Waren selbst herzustellen. Als der Kommissar nachfragte, ob die Tasche Handarbeit sei, antwortete er nur, dass es viel zu teuer sei und er die meisten seiner Exponate lieber in China bestellte. Er selbst würde nur Initialen der Kunden in die dicken Ledergürtel schlagen. Hohenstein hatte danach ein ungutes Gefühl, eine chinesische Tasche für teures Geld gekauft zu haben. Aber sie war stabil und tat ihren Dienst und irgendwann spielte es keine Rolle mehr.

Hohenstein zog die dicke, aber seiner Meinung nach zu dünne Akte hervor und überblätterte die ersten Seiten.

»Zweimal Mord«, dabei reichte er Brooks ein großes Foto über den schmalen Gang zwischen den Sitzen hinweg. Sie musste sich konzentrieren und versuchte, mit ihren Händen die Bewegungen des Flugzeugs ausgleichen. Es gab viel auf dem Foto, das sie irritierte. Pflanzenbewuchs, Wald im Hintergrund. Büsche und Farne im Vordergrund. Dazwischen ein üppig mit Moosen und Flechten bewachsener Fels.

»Das ist die erste Auffindesituation.«

Sie musste etwas suchen, bis sie die Leiche gefunden hatte.

»Konntest Du Dich noch nicht mit dem Fall befassen?«

»Nein«, antwortete sie und betrachtete weiter das Bild. »Ich wurde Dir einfach zugewiesen. Ohne Kommentar oder Erklärung. Ich verstehe

auch nicht, warum Du, als Austausch-Kommissar überhaupt mit dieser Ermittlung befasst wurdest.«

»Cullum ...«, weiter brauchte er nichts zu sagen, sie nickt bereits und grinste wissend.

»Fällt Dir an dem Jungen etwas auf?«

Sie hielt sich das Foto näher an ihr Gesicht, ließ es dann aber wieder frustriert in ihren Schoß fallen.

»Mir wird schlecht davon.«

»Von dem Bild?«

»Nein, mich darauf zu konzentrieren, während die Maschine so unruhig ist.«

»Verstehe. Na, ich kann Dir auch mündlich erklären, was mich daran stört.«

Er setzte sich gerade hin und nahm ihr das Foto wieder aus der Hand.

»Der Tote ist Peter Wood. Schüler an der Isle-of-Wenna-Comprehensive-School. Im Großen und Ganzen ein unauffälliger Schüler. Seine Leistungen sind nicht besonders, aber auch nicht so, dass die Versetzung gefährdet wäre. Er ist nicht hässlich, aber auch nicht besonders gut aussehend, nach Aussagen seiner Lehrerin nicht besonders beliebt aber auch nicht gehasst, kein Sport-Ass aber auch keine Niete. Ein vollkommen durchschnittlicher Junge.«

Brooks hob die fragend die Augenbrauen.

»Na ja, warum dann diese Gewalt? Wie kann ein Schüler, der völlig unauffällig ist und der jedem Konflikt aus dem Weg geht – so die Worte der Lehrerin – solch einen Hass auf sich ziehen?«

»Woran machst Du fest, dass er gehasst wurde?«

»Sieh Dir noch mal das Foto an«, er hielt es hoch, aber nicht so hoch, dass die junge Frau in der hinteren Reihe es hätte sehen können. Mit dem kleinen Finger deutete er für Cynthia auf bestimmte Details.

»Seine gesamte Bauchhöhle ist geöffnet worden. Der Schnitt muss mit einem sehr scharfen Gegenstand durchgeführt worden sein und Teile seines Darms wurden herausgezogen, seine rechte Hand ist abgeschnitten und nicht mehr gefunden worden. Zudem ist seine Kehle so tief eingeschnitten, dass er beinahe enthauptet worden wäre.«

Brooks stöhnte leise und griff sich die Kotztüte aus dem Netz an der Lehne vor ihr. Sie sah nach oben und atmete stoßweise.

»Wenn Du bei der Mordkommission arbeiten willst, musst Du Dir einen stabileren Magen antrainieren.«

»Das hat nichts mit dem Inhalt des Fotos zu tun. Ich hoffe, dass wir bald da sind und ich wieder festen Boden unter den Füßen habe.«

Hohenstein sah erneut auf seine Armbanduhr.

»Wenn es gut läuft, sind wir in zwanzig Minuten da.«

Sie hatte noch immer den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen.

»Machen wir später weiter.«

Sie antwortete nicht und versuchte, ihren Würgereiz in den Griff zu bekommen.

In diesem Moment, als Hohenstein dachte, dass er unbeobachtet wäre und seine Partnerin abgelenkt, musste er seinem neuen Tick nachgeben. Er hatte sich im letzten halben Jahr angewöhnt, seine Finger zu zählen: 2-4-6-8-10. Mit den Daumen beider Hände berührte er kurz die Kuppen von den kleinen Fingern, Ringfingern, Mittelfingern, Zeigefingern und dann mit den Zeigefingern die Daumen. Jeweils zwei ganz kurze Berührungen

der Fingerkuppen, die ihm zusicherte, dass die entsprechenden Finger noch vorhanden waren. Hohenstein wusste natürlich, dass dies völliger Unsinn war, wie sollte sich die Anzahl seiner Finger ändern? Hinzu kam, dass dies unter Umständen für einen Psychologen eine interessante Sache war. Er schämte sich in einem gewissen Sinn dafür, doch es fühlte sich gut an. Es zentrierte ihn in der Situation. Er wurde dadurch konzentrierter und wacher. 2-4-6-8-10, gut.

Seine Besessenheit mit der Uhrzeit, dass er immer und überall die exakte Uhrzeit kennen musste, war sein vorheriger Tick gewesen. Den hatte er sich mühsam abtrainiert. Das war ihm nur dadurch gelungen, dass er in Frankfurt die Uhrzeit an Licht, Sonnenposition und Dingen wie dem Anschalten der Straßenbeleuchtung, der Dichte des Verkehrs und anderen Indizien bestimmen konnte. Als es ihn dann nach Edinburgh verschlagen hatte, war diese Fähigkeit nichts mehr wert, da nichts mehr stimmte. Das Licht war anders, die Sonne ging zu anderen Zeiten auf und unter und der Verkehr in Edinburgh war für ihn nicht einzuschätzen. Er hatte der Versuchung widerstanden, erneut permanent auf die Uhr zu sehen. Er trug sie, versuchte sie aber, so weit wie möglich zu ignorieren. Als er in seinem zweiten Monat in Edinburgh in einer Supermarktschlange gestanden hatte, mit den Händen in den Hosentaschen und darauf wartete, dass die ältere Dame weiter vorne alle ihre Waren auf das Band gelegt und bezahlt hatte, war es ihm zum ersten Mal passiert. 2-4-6-8-10. Es hatte sich gut angefühlt und seit dem wiederholte er es immer mal wieder.

Plötzlich sackte die Maschine ab, Brooks stöhnte laut und dann würgte sie in ihre Tüte. Und schließlich übergab sie sich. Hohenstein roch sofort die Säure und musste aufgrund des Geruchs ebenfalls kämpfen. Das Flugzeug zog wieder nach oben, nur um dann einen achterbahnartigen Bogen

zu fliegen und wieder steil nach unten zu ziehen. Der Pilot meldete sich über die krächzende Sprechanlage: »Wir haben etwas stürmisches Wetter vor uns. Denken Sie daran, die ganze Zeit über angeschnallt zu bleiben. Danke!«

Brooks übergab sich erneut, vermutlich auch aus Ekel vor ihrer nun halbgefüllten Kotztüte. Hohenstein hörte von hinten, wie sich das Mädchen ebenfalls in ihre Tüte erleichterte, angesteckt vom alles durchdringenden Geruch. Der Mann vorne drehte sich um, grinste zahnlückig und lachte verschmitzt. Hohenstein wurde nun ebenfalls übel. Er hielt durch, es war knapp, aber er brauchte seine Tüte nicht.

»Ok, jetzt wird es noch mal etwas holpern. Aber wir können die Landebahn bereits sehen«, der Pilot versuchte sich an einer Aufmunterung. Seine Warnung erwies sich als viel zu harmlos. Die Maschine fiel immer wieder ab, fing sich, stieg erneut und schaukelte wild in alle Richtungen, in die sich ein Flugzeug bewegen konnte. Hohenstein versuchte, aus dem Fenster zu sehen. Er erkannte einige dunkle Felsen. Weiße Gischt. Graues Wasser, grauen Himmel und tiefes Grün. Als die Maschine aufsetzte, fühlte es sich an, als hätte er einen Tritt in den Rücken bekommen. Das Flugzeug sprang noch einige Male in die Luft, um dann endgültig zu landen. Der Kommissar ließ langsam die Lehnen los, an denen er sich verkrampft festgehalten hatte. Seine Hände schmerzten vor Anstrengung.

»Willkommen auf der Isle of Wenna. Vielen Dank, dass Sie mit Outer-Hebrides-Air-Service geflogen sind ...«, die Stimme des Piloten schien einen erleichterten Unterton zu haben, »... und hoffen, Sie bald wieder an Bord begrüßen zu dürfen. Die Kotztüten nehmen Sie bitte mit, beim Flughafengebäude stehen Abfalleimer bereit.«

Hohenstein war kein großer Mann, aber beim Aufstehen stieß auch er sich den Kopf, wie auch Brooks und der bärtige Mann. Das Mädchen konnte aufrecht stehen, hatte bereits ihre Tasche auf dem Rücken und wartete sichtlich ungeduldig, um aus dem Flugzeug zu kommen, als Hohenstein noch daran arbeitete, die Akte in seiner Tasche zu verstauen und seine Jacke über den Arm zu legen.

Als Hohenstein endlich das Flugzeug verlassen hatte, spürte er als Erstes den kalten, salzigen Wind. Der riss an seiner Jacke und der Aktentasche und er tat gut. Nach der Enge im Flugzeug und dem Kotze-Geruch war dies genau das, was er brauchte. Brooks ging es ähnlich, »Halleluja«, sagte sie leise und streckte sich. Sie war fast einen Kopf größer als Hohenstein. Eine durchtrainierte Frau Ende zwanzig mit dunklen, kurzen Haaren und der scheinbaren Gewohnheit, sich wie ein Mann anzuziehen, Hohenstein kannte das von seiner Partnerin in Frankfurt. Sie trug ein weißes T-Shirt, Jeans, Turnschuhe und eine rot-weiße Jacke.

Die Polizisten folgten dem älteren Mann und der ungeduldigen jungen Frau zu einem gedrungenen, zweigeschossigen Bau neben der Landebahn. Der Flughafen an sich war eingezäunt, vermutlich nur, damit die jenseits des Zauns frei herumlaufenden Schafe nicht auf die Landebahn gerieten.

Brooks warf ihre Tüte angeekelt in einen halb vollen Abfalleimer neben dem Eingang und hielt danach Hohenstein einen der Türflügel auf. Er ging hinein in einen vom Zwielicht nur mäßig erleuchteten Raum, in dem ein Schalter mit einem Flughafenmitarbeiter stand. Es gab nur sechs Stühle für wartende Passagiere, von denen zwei belegt waren. Vermutlich, um mit der gerade gelandeten Maschine mitzufliegen. Sie warteten einige Minuten, bis ein Mann mit einem normalen Pkw die Koffer vom Flugzeug

zur sogenannten »Baggage Claim« gebracht hatte, ein einfacher Holztisch, auf den er die Koffer knallte.

Vor dem Flughafengebäude standen zwei Autos und einige Weitere etwas abseits auf einem Parkplatz. Das Mädchen mit der großen Tasche wurde von einer attraktiven Frau erwartet, die ihre ebenfalls blonden, aber etwas dunkleren Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden hatte. Die Begrüßung der beiden war freundlich, aber nicht familiär – etwas distanziert. Das Mädchen hievte seine Tasche auf die Rückbank und setzte sich dann auf der Beifahrerseite vorn in den Landrover. Die Frau warf Hohenstein einen kurzen Blick zu, dann stieg sie ebenfalls ein und der Motor des Wagens heulte auf. Der Bärtige aus dem Flugzeug wanderte mit einer Tasche in der Hand zum Parkplatz.

Beim zweiten Auto vor dem Gebäude stand ein stämmiger Mann in einem etwas älteren, aber hochwertigen Tweed-Anzug. Der Stoff war hellbraun mit einem Karomuster. Er lächelte sie beide an und kam dann näher.

»Sie müssen die Unterstützung aus Edinburgh sein«, dabei streckte er seine Hand aus.

»Richtig geraten, und Sie sind?«

»Douglas Poghrich, ich bin der Bürgermeister.«

»Ich hätte eher einen Kollegen von der Polizeistation erwartet.«

»Das war angedacht, aber ich wollte mit Ihnen schnellstmöglich reden. Wir sind alle aus dem Häuschen, so etwas hat es hier noch nie gegeben.«

»Das geschieht leider überall. Seit Menschen in Siedlungen lebten, gab es immer Gewalt. Das ist ein Naturgesetz - meiner Meinung nach«, Hohenstein zuckte mit den Schultern.

»Sie haben einen seltsamen Akzent. Woher stammen Sie?«

»Ich bin Deutscher.«

»Nach Schottland ausgewandert?«

»Nein, ich bin für einen Austausch hier.«

Poghrichs Mine verfinsterte sich um ein paar wenige Grade. »Und Sie?«, wandte er sich hoffnungsvoll an Brooks.

»Ich komme aus Edinburgh, aber ich bin nur Anwärtlerin und soll Detective Inspector Hohenstein unterstützen.«

Poghrichs Mine verfinsterte sich um weitere Grade.

»Nimmt Edinburgh uns nicht ernst? Wir haben hier ein wirkliches Problem. Wann immer ich die Kriminalstatistik ausrechnen möchte, erscheint ein Fehler im Taschenrechner. Ich habe Spezialisten angefordert. Aber ich bekomme einen Austauschkommissar und eine Anfängerin – das ist nicht persönlich gemeint.«

Hohenstein verlor die Geduld. »Wie wäre es, wenn wir uns erst mal mit den Kollegen besprechen könnten. Die Auswirkungen auf die Insel, die Touristen – wenn das Ihre größte Sorge ist - und Ihren Taschenrechner können wir später noch adressieren.«

Poghrich lief rot an, enthielt sich aber weiteren Kommentaren. Er wies auf die Türen seines Wagens und grummelte: »Ich bringe Sie hin«.

Die Fahrt ging über grüne Felder und durch einige kleinere Wälder, deren Bäume sich dem Wind in Richtung Land gebeugt hatten. Wiesen, mit struppigem Unkraut bewachsen wechselten sich ab mit abgeernteten Feldern, naturbelassenen Abschnitten und – wie Hohenstein vermutete - kleinen Mooren. Graue Felsen ragten immer wieder aus dem Grün heraus, bewachsen mit Flechten und Moosen.

»Sie dürfen nicht durch null teilen«, murmelte Hohenstein während der Fahrt. Er saß hinten und hatte Brooks die Beifahrerseite überlassen.

»Wie bitte?«

»Der Fehler, wenn Sie die Statistik ausrechnen, kommt daher, dass Sie durch null teilen. Da in den vergangenen Jahren vermutlich keine Morde auf dieser Insel begangen worden sind. Nicht wahr?«

»Das stimmt, aber ich kann trotzdem nicht ganz folgen«, stammelte Poghrich.

»Es ist sinnlos, einen prozentualen Anstieg ausrechnen zu wollen, wenn Ihr Ausgangswert null ist. Dazu müssen Sie nämlich durch null teilen und das ergibt den Fehler im Taschenrechner.«

»Ja, schon gut.«

Hohenstein konnte nicht sehen, dass Brooks lächelte und ihren Blick nach draußen auf die Felder richtete.

Eine gute viertel Stunde später erreichten sie die kleine Polizeistation. Im Grunde nur zwei Zimmer im Erdgeschoss einer noch kleineren Pension. Die Pension erreichte man über eine Treppe an der rechten Außenseite, die in den ersten Stock hinaufführte.

Poghrich setzte sie nur vor der Tür ab und fuhr mit quietschenden Reifen und einem nicht sehr ernst gemeintem »Willkommen auf Wenna« davon, welches er ihnen durch die offene Seitenscheibe hinterherrief.

Beim Betreten der Station bemerkte Hohenstein als erstes den Kaffeegeruch. Kein guter Geruch, eher einer wie der, wenn man den benutzten Filter über mehrere Tage an einem dunklen, feuchten Ort aufbewahrte. Dazwischen Schweißgeruch, die Luft schien bereits einige Male durch die Lungen der beiden anwesenden Polizeibeamten geatmet worden zu sein. Die Männer sprangen aus ihren Stühlen auf, als seien sie bei etwas erwischt worden. Der Linke, ein aufgeschossener Jüngling mit zu langen

Armen kam auf Hohenstein zu und reichte ihm die Hand, »Willkommen auf Wenna, PC Smith«, dabei reichte er Hohenstein seine Hand.

»DI Hohenstein.« Der Rechte stand ebenfalls auf, »PS McDuff.«

Die Ränge der britischen Polizei folgen einer recht seltsamen Namensstrategie, wie Hohenstein nach seiner Ankunft in Edinburgh hatte feststellen müssen. Es begann mit dem Constable. Dann kamen Sergeant, Inspector und Superintendent hinzu, sowie einige mit »Chief« und »Super« verzierte Ränge. Es endete ganz oben mit dem Chief Constable, den Hohenstein intuitiv irgendwo zwischen Constable und Sergeant angesiedelt hätte. Aber was hatte das mit Logik zu tun? Die Ränge konnten von den Polizisten eingenommen werden, sowie auch von den Kriminalbeamten. Erste bekamen ein »Police«-Prefix, die anderen ein »Detective«. Sodass die Rangfolge eines Polizeibeamten mit dem Police Constable begann, und die eines Kriminalbeamten mit Detective Constable. Im Sprachgebrauch üblicherweise abgekürzt zu PC und DC. Hohenstein selbst hatte aufgrund seiner Erfahrung den temporären Rang eines Detective Inspector (DI) inne, für den ihm sogar ein vollwertiger, wenn auch temporärer Dienstaussweis ausgestellt worden war.

»Und das hier ist DC Cynthia Brooks, sie wird mich unterstützen«, sie besaß ebenfalls einen temporären Dienstaussweis, wie Hohenstein von Cullum erfahren hatte. Nach der Untersuchung würde er ungültig werden, bis sie die letzten Prüfungen abgelegt hatte.

Sie beugte sich zu den Polizisten vor, schüttelte die Hände und sagte so leise, dass es vermutlich keiner der beiden mitbekommen hatte, dass sie »nur« Anwärtlerin sei.

»Hatten Sie eine gute Anreise?«, wollte McDuff wissen.

»Wir sind zumindest nicht abgestürzt.«

McDuff lachte wiehernd. »Das hat jeder schon mal erlebt. Ich bevorzuge das Schiff. Man kotzt genauso viel, aber man erspart sich den Absturz«, wieder lachte er, eine laute, freundliche Lache. Sympathisch, wie Hohenstein fand.

»Wir haben für Sie Zimmer im Dalriada-Inn reserviert«, warf Smith dazwischen, »Conny wird Sie gut versorgen.«

»Sehr freundlich, aber ...«, er sah zum ersten Mal auf seine Armbanduhr, »es ist noch nicht einmal Mittag. Ich würde mir als Erstes gerne die Tatorte ansehen.«

»Kein Problem«, sagte McDuff und nahm seine Jacke von einem Kleiderständer in der Ecke. Smith ebenfalls, was Hohenstein verwunderte, »Müssen Sie nicht hierbleiben? Falls etwas passiert?«

»Hier passiert nie etwas.«

»Warum sind wir dann hier?«

Smith wurde rot, »Ich meine, sonst passiert nie etwas. Es gibt Tage, an denen das interessanteste ein Spaziergang durch die Gemeinde ist.«

Hohenstein grunzte nur als Antwort, 2-4-6-8-10.

Sie stiegen gemeinsam in den Polizeiwagen, der neben der Station parkte. Ihre Koffer ließen sie vor Ort. Hohenstein nahm aber seine Aktentasche mit und Brooks etwas Unförmiges, das sie wie einen Rucksack auf einer Schulter trug.

Wenna war eine der größten Inseln der inneren Hebriden, kleiner als Skye aber größer als Islay. Die Fahrt zum Ersten der beiden Tatorte dauerte fast eine halbe Stunde. Nicht nur wegen der Entfernung an sich, aber auch, weil die einzige Straße, die sie in diesen Teil der Insel brachte, zunächst in die falsche Richtung führte, um sie dann nach einer Abzweigung in einem kleinen Bogen nach Osten zu leiten. Serpentina-

um Höhe zu gewinnen, wechselten sich mit einem weiten, geraden Stück ab, nur um dann wieder in Kurven durch einen Wald zu führen, der mit windschiefen Bäumen, wild auswuchernden Büschen und einem satten, feuchten Unterholz bewachsen war. Flechten hingen von den Ästen der Bäume herab.

Die Fahrt verging ohne ein Wort. McDuff fuhr, Smith saß auf dem Beifahrersitz, Hohenstein und Brooks teilten sich die Rückbank. Beide in das vertieft, was vor den Fenstern vorbeihuschte.

An einer unscheinbaren Stelle in der Mitte einer großen, von Gräsern und Heidekraut bewachsenen Ebene, bog McDuff in einen Feldweg ein. Nach etwa hundert Metern stellte er den Motor aus, drehte sich um und sagte: »Den Rest müssen wir zu Fuß gehen.«

Hohensteins Tür schlug sofort wieder zu, nachdem er sie aufgemacht hatte. Es blies ein heftiger Wind, der am Wagen rüttelte. Erneut öffnete er sie und war auf Gegenwehr gefasst. Er fand sich in einer Einöde wieder, wie sie aus einem Film hätte stammen können.

Der starke Wind zerrte an ihm, sodass er um sein Gleichgewicht kämpfen musste. Es war kalt. Der Herbst hatte die Insel bereits fest im Griff, während in Edinburgh die Temperaturen noch recht moderat gewesen waren. Hier schien es mit großen Schritten auf den Winter zu zugehen. Hohenstein zog die Jacke enger um seine Schultern und schloss den Reißverschluss. Trotzdem zitterte er vor Kälte und drängte darauf, dass sie schnell losgingen.

Der erste Teil führte sie die Heide hinauf auf eine Kuppe, von der sie eine fantastische Aussicht auf den tiefer liegenden Teil der Insel hatten. Das Meer lag dahinter und Hohenstein sah in der Ferne winzige weiße Wellenkämme, von denen Gischt in die Luft flog.

Weiter ging es bergab und die Kuppe begann mit jedem Meter, den sie gingen, den Wind etwas mehr abzulenken. Hangabwärts jenseits einer flachen Vertiefung, in der sich wohl regelmäßig Wasser ansammelte, wie es schien, ging es nur leicht bergauf, bis zum Waldrand. Kurz davor blieb McDuff stehen und deutete mit dem Finger auf einen großen, verwiterten Felsblock, der unvermittelt mitten im Gras und Kraut der Heide auftauchte.

»Hier wurde er gefunden«, raunte McDuff.

Die Isle of Wenna hatte den Status eines lokalen Verwaltungszentrums. Diverse Inseln der inneren Hebriden standen entweder unter der Verwaltung der nächstgelegenen Gemeinde auf dem Festland oder hatten sich, in erster Linie, um Kosten zu sparen, in Verwaltungszentren zusammengeschlossen. Aufgrund der Größe und ihrer Lage bot sich Wenna an. Es gab Fährverbindungen zum Festland, zu Inseln der inneren und äußeren Hebriden, sowie einen kleinen Flughafen. Eine in den Sechzigern gegründete Verwaltung wurde im Laufe der Zeit erweitert und hatte sich tapfer gegen diverse Reformen gewehrt.

Anfang des 20. Jahrhunderts hatte es auf der Insel noch eine große Zahl von Schaffarmen gegeben, eine Spinnerei und zwei Webereien sowie einige Schneider. Die Webereien waren mit der Herstellung von Wollstoffen gut ausgelastet gewesen, die sie auf Bestellung in den Farben der Clans gewebt hatten. Zunächst noch für die Herstellung von traditioneller Kleidung, später dann immer mehr für Touristen. Mit Letzteren wurden die Stoffe immer minderwertiger und dünner, bis sie für die Einheimischen unbrauchbar geworden waren.

Die Schneider gaben als Erste auf, als mit den Touristen nichts mehr zu verdienen war. Als Nächstes kamen die Webereien dran, die sich in

einem vernichtenden Preiskampf der chinesischen Konkurrenz beugen mussten, sie schlossen in den 80er-Jahren. Dies riss dann die Spinnerei mit in den Abgrund. Und schließlich gaben, bis auf eine, auch die Schaffarmen auf. Sämtliche Jobs, die mit der Erzeugung und Weiterverarbeitung von Schafswolle zu tun gehabt hatten, gab es auf einmal nicht mehr.

Viele Arbeitslose zogen aufs Festland, wo es noch Jobs gab. Nur diejenigen blieben, die noch eine Beschäftigung hatten, sich dem Tourismus verschrieben hatten oder einfach ortsunabhängig arbeiten konnten, wie später die IT-Spezialisten, die die Natur liebten und für ihren Job nichts weiter als eine stabile Internetverbindung benötigten. Solche kamen im Kielwasser einer Rückbesinnungsbewegung in den 2010er-Jahren wieder auf die Insel. Das Internet war aufgrund der Weitsicht eines ehemaligen Bürgermeisters bereits Ende der 90er-Jahre in Form eines Unterseekabels durch den Cooper-Sound bereitgestellt worden, der die Insel vom Festland trennte.

Aufgrund der Lage sowie der bereits bestehenden Infrastruktur und der Verwaltung wurde auf Wenna eine Schule gebaut. Als man erkannte, dass die Schule nicht nur gut besucht wurde, sondern es auch viele Nachfragen nach längerfristiger Unterbringung von Schülerinnen und Schülern gab, die es nicht schafften, an einem Tag zur Schule und wieder nach Hause zu kommen, baute man noch ein Internat daneben. Das Schulgebäude war aus grauen Basaltsteinen und im Stil der restlichen Häuser auf Wenna erbaut. Das Internat dagegen als Zweckbau mit Flachdach und großen Fenstern. An sich ein schöner Bau, zweckmäßig – doch im Gesamtbild der Insel ein Schandfleck.

Knapp siebzig Schüler fanden dort ein Zuhause während der Schulzeit. In den Ferien verließen die meisten das Internat, und nur eine Handvoll

Jugendlicher blieb übrig. Die meisten von ihnen waren Waisen aus Häusern in Glasgow, Edinburgh oder Aberdeen. Für sie gab es kein anderes Zuhause, daher blieben sie.

Als Erstes versuchte sich Hohenstein auf den Ort zu konzentrieren. Er lauschte dem leisen Rascheln der Blätter in den Baumkronen. Der Wind war kaum noch spürbar, die Kuppe im Rücken schützte sie. Es roch nach Heidekraut - Erika. In Deutschland eher eine Friedhofspflanze. Hier wuchs sie wild auf den freien Flächen der Hochebenen von Wenna zwischen Gräsern, Flechten und Moosen. Und es war still, abgesehen vom Rascheln der Blätter und den Menschen in seiner Begleitung konnte er nichts hören.

»Kommen hier viele Leute vorbei?«, fragte er McDuff.

»Nicht, dass ich wüsste. Weiter oben führt zwar ein Wanderweg entlang, aber von da kann man die Stelle hier nicht sehen.«

»Wie war noch mal der Name des Jungen, der die Leiche gefunden hat?«

»Ian Dorset, aus dem Internat. Er sagte, er hätte eine Radtour machen wollen. Der Weg durch den Wald war versperrt, sodass er ihn umfahren musste. Dabei hätte er den üblen Geruch bemerkt und daraufhin die Leiche gefunden.«

»Ist das plausibel? Wer fährt hier mit dem Fahrrad herum?«

»Mit einem Mountainbike tun das viele. Im Sommer wimmelt es nur so von Touristen mit den Dingern. Da wäre die Leiche sicher früher gefunden worden. Aber jetzt, im Herbst sind das nur noch sehr wenige.«

»Außer diesem Jungen.«

»Ja, aber wie gesagt, das ist nicht ungewöhnlich. Was sollen die Jungs hier auch machen, außer sich sportlich zu betätigen? Nicht viel los auf der Insel.«

»Ich habe es in der Fall-Akte gelesen, aber vergessen: Wie viel Zeit lag zwischen dem Tod des Opfers und dem Auffinden?«

»Der Gerichtsmediziner konnte es nur schätzen. Er vermutete 10 Tage bis zwei Wochen. Seine Eltern hatten ihn als vermisst gemeldet, als er zwei Tage verschwunden war. Und das wiederum war elf Tage, bevor Dorset ihn gefunden hat.«

Hohenstein ging in einem weiten Bogen auf den Fels zu. Spuren gab es keine mehr. Bereits in den Tagen nach dem Fund hatte es stark geregnet. Das hatte ihm PC Smith in einem Vorab-Telefonat gesagt. Was aber auch unerheblich war, denn in der Zeit, bevor die Leiche gefunden worden war, hatte es ebenfalls mehrfach geregnet und das würde jede eventuell vorhandene Spur vernichtet haben.

Der Fels erinnerte ihn an einen Altar. Vielleicht sollte es genau das sein, eine Zeremonie? Ein Opfer vielleicht?

»Was hältst Du von diesem Ort?«, die Frage war an Brooks gerichtet. Sie hielt in ihrer Begutachtung inne und drehte sich zu Hohenstein um.

»Sieht aus, als hätte dieser Platz eine besondere Bedeutung.«

»Genau das habe ich auch gedacht«, er nickte - erfreut, dass es nicht nur ihm so ging.

McDuff zündete sich eine Zigarette an, Smith enthielt sich. Beide standen abseits. So, als ob ihnen diese Stelle im Hochland nichts mehr zu bieten hätte.

»PS McDuff, ich würde gerne bald mit Ian Dorset sprechen«, Hohenstein sagte dies abwesend und ohne sich zum Angesprochenen umzudrehen.

»Er wird wohl noch auf der Insel sein. Die paar Heimkinder bleiben in den Ferien hier.«

»Sind gerade Ferien?«

»Ja, die Herbstferien.«

»Wie lang?«

»Nur diese Woche.«

Hohenstein brummte als Antwort, er hatte in der Akte gelesen, dass Ian Dorset ein Heimkind war. Er wohnte im Internat, anstelle eines Waisenhauses, und würde dort weiter wohnen bleiben, bis er die Schule abgeschlossen hatte. Sollte er dann noch nicht volljährig sein, würde er wieder in ein Heim eingewiesen werden.

Hohenstein sah sich den Felsen genauer an. Auf der rauen und größtenteils grauen Oberfläche wuchsen Flechten in einem dunklen Gelb. Grüne Moose hielten sich geduckt in geschützten Furchen fest. Abgesehen von Lage und Form, die dem Täter vermutlich etwas bedeutet hatten, war dies einfach nur ein großer, grauer Felsblock.

»Was ist aus der Hand geworden?«

»Wie bitte?«, fragte McDuff.

»Seine rechte Hand wurde abgetrennt. Hat man die gefunden?«

McDuff schüttelte den Kopf, »Kann aber gut sein, dass sich die ein Tier geschnappt hat. Haben hier viele Fleischfresser. Die würden sich auf so einen Happen stürzen.«

»Das bedeutet, der Junge war auch angefressen?«

»Ja, natürlich.«

»Wo haben Sie die Spuren des Fahrrads gefunden?«

Er kam näher und zeigte auf den Boden in der Nähe des Felsens. Zwischen Zeige- und Mittelfinger hielt er dabei immer noch seine qualmende Zigarette, die beim Deuten auf den Boden ein dünnes, bogenförmiges Rauchzeichen in der Luft hinterließ.

Hohenstein versuchte, einen Hinweis auf die Radspur zu finden. Doch es war aussichtslos. Er sah Brooks an, sie nickte und gemeinsam gingen sie langsam zurück zum Wagen. Kurz bevor sie ihn erreichten, begann ein kühler Nieselregen. Das Heidekraut und die Moose verströmten einen typischen, erdigen Geruch und Hohenstein wurde kalt. Er zog am Reißverschluss seiner Jacke, doch der war schon ganz oben. Er spürte winzige Tropfen in seinem Nacken, was ihn erschauern ließ. Seine Hände wurden kalt und als sie endlich im Wagen saßen, fragte er McDuff, ob dieser die Heizung anschalten könne. Er bekam ein unwilliges Brummen zur Antwort und McDuff drehte den Heizregler von Blau auf 0.

Während der Fahrt sah Hohenstein sich die Fotos des zweiten Tatorts an. Diesmal war das Opfer nicht auf einem Felsen abgelegt, sondern an einen knorrigen, toten Baum gebunden worden. Die Arme weit ausladend an quergewachsenen Ästen mit einem alten Seil fixiert. Er zeigte Brooks ein Bild mit einer Übersicht des gesamten Tatorts. Ihre Lippen hatten sich blau gefärbt und sie zitterte ein wenig, wie Hohenstein bemerkte.

»Ein religiöses Motiv?«, fragte sie leise.

Der Kommissar zuckte mit den Schultern, »Wer weiß? Ich würde mich zumindest nicht darauf festlegen.«

Das Nieseln verstärkte sich zu einem kräftigen Landregen. Es kamen Böen auf, die die Tropfen mal von links mal von rechts kommen ließen.

Vereinzelte Bäume auf der Heide beugten sich dem Wind und die Äste berührten fast den Boden.

Es kamen Felder in Sicht, intensiv grüne Wiesen und auf wenige Millimeter kurzgefressene Schafweiden. Abgetrennt durch niedrige, graue Mauern aus Bruchsteinen. So dunkel, als stünden sie seit Anbeginn der Zeit an jenen Feldern und bewachten, was immer es in ihrem Inneren an Schätzen gab.

Hohenstein hatte die Unterhaltung mit Brooks schon fast vergessen, er sah aus dem Fenster zu seiner Linken. Büsche und Gräser am Straßenrand flogen an ihm vorbei, die Bruchsteinmauern neben der Straße wurden noch dunkler, je mehr Regen sie befeuchtete. Und der frühe Start in den Tag begann sich auf sein Gemüt zu legen. Halb sechs war eindeutig nicht seine Zeit.

McDuff bremste abrupt und fuhr nur noch etwa Schrittgeschwindigkeit. Ein Traktor blockierte die Straße. Es dauerte dreizehn Zyklen der Wischblätter auf der Windschutzscheibe, bis McDuff leise vor sich hin fluchend den Wagen an der Maschine vorbeiquetschen konnte. Hohenstein zählte solche Sachen. Es bereitete ihm keine Schwierigkeiten, er zählte sie so ganz nebenher, neben anderen Gedanken in seinem Kopf. 2-4-6-8-10, Entspannung. Das Finger-Ding klappte auch noch, wenn er etwas anderes zählte.

Wenig später betätigte McDuff den Blinker, ein lautes, rhythmisches Klicken, dann riss er brutal am Lenkrad und der Wagen verließ die einigermassen glatte Straße. Tiefen Schlaglöchern ausweichend, steuerte er das Auto einen flachen Abhang hinauf. Oben angekommen befanden sie sich auf einer Art Plateau. Wie der erste Tatort lag dieser hier eben-

falls vor einem Wald. Hohenstein entdeckte noch vom Wagen aus den abgestorbenen Baum, der einsam vor der Waldgrenze stand.

Der Kommissar zog den Reißverschluss seiner Jacke wieder hoch und öffnete die Tür in die Kälte. Er stampfte auf dem Feldweg einige Male mit den Füßen auf, um die Durchblutung anzuregen. Doch die Feuchtigkeit schien sich bereits tief in seine Kleidung eingegraben zu haben und er zitterte wieder. Dann gingen sie los und kaum, dass er die Wiese betreten hatte, trat er auf ein Moosbrett - das auf einer Pfütze schwamm - in dem irrigen Glauben, dass es sich um festen Boden handelte. Er fluchte und spürte, wie kaltes Wasser in seinen linken Schuh drang.

»Aufpassen!«, sagte McDuff wie ein Platoon-Leader im Dschungel eines imaginären Krieges, »Nur auf die Hügelchen treten, nie dazwischen«, Hohenstein enthielt sich eines Kommentares.

Es dauerte fast eine viertel Stunde, bis sie teils hüpfend, teils mit großen Schritten von Grashügel zu Grashügel, den Baum erreicht hatten. Endlich angekommen hatte Hohenstein ein Déjà-vu-Gefühl. Die beiden Tatorte ähnelten einander auf frappierende Weise. Der einzige Unterschied bestand darin, dass sich in der Mitte des zweiten Tatorts ein Baum befand, und kein Felsen.

Der Regen wurde wieder stärker. Wenn Tropfen Hohensteins Kapuze trafen, hörte es sich an, als ob Bläschen einer Bubble-Wrap-Folie zerplatzten. Smith war als Einziger hart genug, ohne Kopfbedeckung herumzulaufen. Seine blonden Haare klebten an Stirn und Wangen. Und Hohenstein konnte sehen, wie kleine Bäche seinen Hals herunter in die Kleidung liefen.

Hohensteins linker Fuß wurde kalt, fühlte sich verletzlich an und die nasse Socke rieb auf der Haut.

»Lassen Sie uns das nicht unnötig in die Länge ziehen«, sagte Hohenstein laut und traf den Nerv aller Anwesenden.

Brooks und er stapften etwas um den Baum herum. Versuchten, noch irgendetwas Interessantes zu finden. Doch es war aussichtslos. Die Wiese verwandelte sich gerade in einen Sumpf und mit jedem Schritt sackte Hohenstein ein. Der Boden saugte an den Sohlen seiner Schuhe, versuchte, sie ihm auszuziehen. Zwischen den Grasstauden bildeten sich Pfützen. Alles, was sich dort je befunden hatte, war mittlerweile untergegangen und unsichtbar. Der Himmel wurde dunkler, dicke Wolken schoben sich am Rand des Bergrückens vorbei, Richtung Westen. Und die Sonne würde auch bald untergehen. Er sah das erste Mal seit einiger Zeit auf seine Armbanduhr: 16:47. Sie hatten viel Zeit mit dem Herumfahren verschwendet.

Eine weitere Viertelstunde später erreichten sie durchnässt den Wagen und sogar McDuff schaltete freiwillig die Heizung auf 10% Rot.

Schweigend fuhren sie die Landstraße entlang und kamen schließlich zu einer Kreuzung, an der sie zuvor schon einmal gewesen waren. Also hatten sie eine Runde um den Beinn Dearg gemacht, den Berg in der Mitte der Insel.

»Möchten Sie zur Station oder gleich in Ihr Hotel?«, fragte Smith.

»Heute passiert nicht mehr viel, da können wir gleich ins Hotel – wir müssen allerdings noch unsere Koffer holen«, antwortete Hohenstein und sah zu seiner Partnerin herüber. Sie nickte nur stumm.

Hohenstein und Brooks kamen mit ihren Koffern und Taschen beladen zur Tür des Dalriada-Inn herein. Eine Holztür, bestehend aus zwei zu schmalen Flügeln, deren Glasfenster mattierte Blümchenmuster zierten. Nach kurzem Kampf mit dem rechten Flügel, dessen Schließer zu stark eingestellt war, fanden sie sich in einem dunkeln Flur wieder. An der lin-

ken Seite führte eine Treppe in den ersten Stock hinauf. Unter der Treppe befand sich die winzige Rezeption, auf deren Theke eine Jugendstil-Lampe spärlich buntes Licht spendete. Es war niemand da und Hohenstein überlegte, die Klingel auf dem Tresen zu betätigen, als er von oben Schritte hörte. Zunächst sehr leise, vermutlich von Teppich gedämpft. Dann lauter auf den Stufen, die Treppe knarzte unter dem Gewicht. Doch kein schwerer Mensch kam herunter. Im Gegenteil, eine recht zierlich wirkende Frau Anfang dreißig mit blassen, rötlichen Haaren, hellblauen Augen, in einen dunkelblauen Hosenanzug gekleidet erschien. Ihre Mine war ernst, öffnete sich aber dann zu einem freundlichen Lächeln, als sie die beiden Gäste bemerkte.

»Guten Abend! Herzlich willkommen auf Wenna.«

»Danke, wir sind Detective Inspector Hohenstein und Detective Constable Brooks, Sie sollten Reservierungen für zwei Zimmer erhalten haben.«

»In der Tat. Hatten Sie eine gute Anreise?«, dann bemerkte sie die nasse Kleidung der beiden und verstummte.

»Die Anreise war ganz OK, doch auf der folgenden Tour hatten wir etwas Pech mit dem Wetter.«

»Ich sehe es. Möchten Sie eine Tasse Tee?«

Brooks nickte bereits kräftig, als Hohenstein antwortete: »Gerne, aber zuerst möchte ich aus den nassen Sachen raus.«

Kurze Zeit später entspannte sich Hohenstein unter einer heißen Dusche, trocknete sich danach ab und stieg in warme, trockene Sachen aus seinem Koffer, den er einfach aufs Bett geworfen hatte. Das Zimmer hatte irrational hohe Decken. Es musste ein sehr altes Haus sein. Die Wände waren in einem dunklen Rot gehalten. Vor dem zugemauerten Kamin leuchtete eine kleine elektrische Heizung und versuchte vergeblich, so

etwas wie den Eindruck eines Feuers zu erwecken. Dicke Vorhänge verdeckten die Hälfte der ohnehin sehr schmalen Fenster und ließen den Raum dunkel wirken. Das Bett hatte vier Pfosten und einen viktorianischen Himmel darüber. Es erschien überdimensioniert für den ansonsten recht kleinen Raum. In der Ecke stand ein altmodischer Sessel mit Blümchendekor, auf dem Hohensteins nassen Sachen trockneten. Daneben ein kleines, rundes Tischchen, das bei Benutzung leicht umfiel. Es stand unsicher auf dem dicken, rosafarbenen Teppich, der Geräusche ebenso effizient verschluckte, wie Kleinteile und Schmutz – Letzteres vermutete der Kommissar nur. Durch das Fenster konnte Hohenstein über den Hafen hinweg auf die Bucht schauen, dahinter auf die Meerenge, den Cooper-Sound und er glaubte, ganz weit hinten am Horizont das Festland zu erkennen, doch das mochte täuschen. Wenna lag einige Seemeilen von der Küste entfernt.

Nachdem er sich angezogen und die wichtigen Dinge wie Schlüssel und Brieftasche aus seiner feuchten Hose entnommen hatte, ging er hinunter. Brooks kam fünf Minuten später, als er bereits Tee aus einer großen, weißen Keramiktasche schlürfte. Die Betreiberin des Hotels, Mrs. Stanton, oder »Conny«, wie sie genannt werden wollte, hatte Hohenstein gleich in einen der dicken Ledersessel vor den Kamin gesetzt. Es waren schöne, alte, etwas abgewetzte Ledersessel, wie sie in vielen englischen Haushalten vor einem Kamin stehen mochten. Und in diesem Kamin – im Gegensatz zu dem in seinem Zimmer – loderte ein echtes Feuer oder zumindest der Anfang davon, Conny hatte es erst entzündet, als Hohenstein das Zimmer betreten hatte. Der Raum selbst war in dunklen Farben gehalten. Neben den zwei Sesseln vor dem Kamin gab es noch zwei weitere Sitzgruppen mit blumigen Sofas und Sesseln, kleinen Tischchen davor

und einen Flachbildfernseher, der wie ein Fremdkörper an der Wand hing. Das Zimmer war unangenehm dunkel, bei dem diesigen Wetter ohnehin, aber Hohenstein bezweifelte, dass es im Hochsommer erheblich heller war. Die Lampen an den Wänden und zwei Tischlämpchen hatten der Dunkelheit nicht viel entgegenzusetzen.

Im Erdgeschoss gab es noch einen weiteren Raum, der für das Frühstück reserviert war. In ihm standen vier kleine Tischchen, einige Stühle und ein Buffet, das abends abgedeckt wurde. Hinter der winzigen Rezeption gab es noch eine Tür mit dem Schild »privat« darauf.

Hohenstein spürte endlich die Hitze des Kamins in seinen durchgefrorenen Füßen, grunzte wohligh und trank einen weiteren Schluck Tee. Brooks lachte als Antwort auf seine Geräusche, schenkte sich ebenfalls Tee ein und setzte sich auf den anderen Sessel.

Hohenstein bemerkte den seltsamen Geruch. Das Hotel roch muffig, das war ihm bereits aufgefallen, als er die Tür zum ersten Mal geöffnet hatte. Das mochte am Alter liegen, oder an einem seltsamen Putzmittel oder der Feuchtigkeit vom Meer, die vermutlich das ganze Jahr über die Substanz des Hauses erodierte.

»Was haben wir heute gelernt?«

»Nicht viel«, Brooks streckte ihre Beine aus und schob ihre Füße so nah wie möglich ans Feuer.

»Zumindest soviel, dass es unsinnig ist, im Regen einen Tatort zu untersuchen, der mehrere Tage alt ist.«

Brooks lachte nur kurz als Bestätigung.

Conny kam in den Raum und fragte, ob alles in Ordnung sei.

»Können wir bei Ihnen etwas zu essen bekommen?«, fragte Hohenstein.

»Heute leider nicht, wenn Sie mir einen Tag vorher Bescheid geben, kann ich etwas vorbereiten. Aber im Moment habe ich nichts ... außer, falls Ihnen ein paar Sandwiches reichen?«

»Ich muss etwas Richtiges essen, mein Magen hängt mir in den Kniekehlen«, merkte Brooks an.

»Dann empfehle ich Ihnen das ›Horse & Hound‹, ein guter Pub mit einigen Klassikern auf der Karte«, es folgte noch eine kurze Erklärung, wie der Pub zu finden sei - Brooks und Hohenstein waren sich einig. Sie leerten in Ruhe die Teekanne und machten sich danach auf, dem beschriebenen Weg zu folgen. Er führte vom Hafen den linken der beiden Hügel, zwischen denen Killrag lag, hinauf. Das Zentrum des Ortes lag an der Mündung des Burn of Killrag, der dem Städtchen den Namen verlieh, gleich neben dem Hafen.

Der Regen hatte aufgehört, ein leichter Seewind brachte Fisch- und Dieselgeruch der vor Anker liegenden Schiffe mit sich. Hohenstein sah in die Bucht hinab, die bereits ein gutes Stückchen unter ihnen lag. Brooks tat es ihm gleich.

»Schönes Städtchen«, sagte er, die Dächer der Häuser von schräg oben betrachtend. Zwei Fischerboote, die viel bessere Tage gesehen haben mochten, lagen am Kai vertäut. Die Häuser am Hafen trugen entweder das allgegenwärtige Grau der Bruchsteinhäuser oder waren von verwirrten Menschen in Kaugummifarben gestrichen worden. Zwei gelb, eins himmelblau, und drei in unterschiedlichen Grün-Tönen.

Der ältere Stadtkern bestand aus weiteren grauen Bruchsteinhäusern, die sich an engen Gassen das Ufer des Flusses sowie die Ausläufer der beiden Hügel entlang schlängelten. Weiter oben wurden die Gebäude neuer und etwas moderner. Hohenstein erkannte auch den einen oder

anderen Wintergarten aus Glas und weißem Aluminium. Doch die waren glücklicherweise in der Minderheit.

In den meisten Häusern brannten bereits Lampen und die Straßenlaternen warfen orangefarbenes Licht auf die schwarzen, nassen Straßen. Das Grau des Himmels wurde immer dunkler. Wolken jagten quer darüber, von dem Wind bemerkten sie allerdings nichts, im Windschatten der Hügel.

»In Schottland sehen fast alle Städte so aus«, raunte Brooks lapidar. Ihr entging die Schönheit, vermutlich aus Gewohnheit, so wie Hohenstein keine wirkliche Begeisterung für die kleinen Dörfchen aufbringen konnte, die nördlich von Frankfurt im Taunus lagen.

Ein paar Minuten später standen sie vor einem weiteren, älteren Gebäude. Dieses war verputzt und vermutlich irgendwann einmal weiß gestrichen worden. Es war mit der Zeit verschmutzt und sah nun, von den Straßenlaternen beschienen, orange aus. Ein erleuchtetes Schild hing daran: »The Horse & Hound«. Sie gingen hinein und setzten sich an einen Tisch. Es handelte sich um einen schönen Pub, die Möbel waren alt, krumm und dunkel. Die Wände bestanden aus unverputzten Bruchsteinmauern, im Kamin loderte ein Feuer und das Licht war angenehm. Die Theke bestand ebenfalls aus dunklem Holz und unter den Oberschränken hingen Bier und Weingläser kopfüber. Die Wand hinter der Bar bestand praktisch nur aus bunten Flaschen, in deren Hälsen Dosierausgießer steckten.

Brooks bestellte ein Heather Ale einer Brauerei vom Festland und Hohenstein ein Cider, was einem Sauer-Gespritzten am nächsten kam – eher einem Süß-Gespritzten. Auf Apfelwein hatte er, seit er in Schottland war, komplett verzichten müssen.

Mit den Getränken kamen die Menüs. Brooks fragte den Kellner, ob der Haddock, der Schellfisch, aus dem lokalen Gewässer sei. Der junge Mann antwortete, dass der Fisch vom Großmarkt käme. Hohenstein versuchte es mit dem Steak, ob dies von einer der Kühe stamme, die sie auf den Weiden gesehen hätten. Doch auch dies kam aus dem Großmarkt. Sie bestellten trotzdem - besonders Brooks war ausgehungert, nachdem sie ihr gesamtes Frühstück im Flugzeug ausgekotzt hatte.

Sie schwiegen eine Weile, da beide müde waren. Hohensteins Blick wanderte über die anderen Gäste. Der Pub war nicht voll, aber gut besucht. Es gab einige Gäste, die Krach veranstalteten, andere nicht. Eine Gruppe Männer fiel ihm auf. Es handelte sich um drei schlanke, wettergegerbte Gestalten. Ihre Kleidung bestand aus dicken, dunkelblauen Wollpullovern, Ölzeughosen, deren Träger an den Seiten ihrer Beine herabhingen und schweren Gummistiefeln. Offensichtlich verbrachten sie ihre Tage auf dem Meer, vermutlich auf einem der Fischkutter, dessen Fang es scheinbar nicht in die Küchen der ansässigen Gastronomie schaffte. Beim Betreten des Pubs hatte Hohenstein bemerkt, wie einer der drei ihn scheinbar erkannt und etwas zu seinen Kumpanen geflüstert hatte, woraufhin alle drei Brooks und ihn gemustert hatten. Ihre Minen verrieten einiges, doch Freude oder Freundlichkeit war nicht dabei. Sie schienen bei diesen drei nicht »Willkommen auf Wenna« zu sein.

Das Essen war bodenständig, heiß und ausreichend. Mehr, als Hohenstein bei der Bestellung zu hoffen gewagt hatte. Beim Bezahlen ließ er sich eine Quittung ausstellen, was den jungen Mann ein weiteres Mal überforderte und er hinter der Theke jemanden mit Ahnung befragen musste.

Der Rückweg weckte Hohenstein wieder etwas auf, da ein feiner Regen eingesetzt hatte, der ihm ins Gesicht nieselte. Doch kaum war er in seinem Zimmer, schlief er sofort ein.

Trotz des vielen Sauerstoffs und des einschläfernd üppigen Essens wachte er mitten in der Nacht auf, laut seiner Armbanduhr auf dem Nachttisch 02:29, und konnte nicht mehr einschlafen. Er drehte sich für eine halbe Stunde im Bett herum und stand dann schließlich doch auf. Mit einer Wasserflasche in der Hand stand er im Dunkeln am Fenster, trank und beobachtete, was es zu beobachten gab, und das war nicht viel. Aus der Innenstadt von Killrag tauchte ein Auto am Hafen auf. Es fuhr trotz Straßenbeleuchtung mit eingeschaltetem Fernlicht. Als der Lichtkegel über die Bucht strich, konnte Hohenstein für einen ganz kurzen Moment ein schmales Boot sehen. Es bewegte sich etwas abseits der Küste und war ziemlich schnell unterwegs. Im Scheinwerferlicht glaubte Hohenstein drei Gestalten anhand der hellen Punkte ihrer Gesichter erkannt zu haben, die sich von der dunklen Kleidung und dem dunklen Boot abhoben. Doch der Moment war zu kurz, und das Boot zu weit entfernt, um Details oder gar ein Gesicht zu erkennen. Das Auto hatte mit dem Ganzen anscheinend nichts zu tun. Es kurvte weiter durch den Hafen und verschwand zur Rechten hinter Häusern, ohne abgebremst zu haben oder auch nur einen Hinweis zu hinterlassen, dass es von dem Boot Notiz genommen hätte.

Hohenstein überlegte kurz. Auch wenn es durchaus möglich war, dass dieses Boot einen sinnvollen Grund hatte, um diese Uhrzeit da draußen zu sein, er niemanden erkennen konnte und jegliche Vermutung, die sich gerade in seinem Gehirn bildete, falsch sein könnte, hatte er doch das Gefühl, diese drei Gestalten an diesem Abend nicht zum ersten Mal gesehen zu haben.

Da nichts weiter zu beobachten war, schnappte er sich die Akte, schaltete eine Nachttischleuchte an und versuchte, sich noch einmal in die Beschreibungen der Tatorte zu vertiefen. Doch es gelang ihm nicht, er war einfach zu müde. Auf Fernsehen hatte er keine Lust, also machte er das Licht aus und versuchte, wieder einzuschlafen. 2-4-6-8-10, nein, das brachte auch nichts.